



Umgebaute Scheune an der Weinstraße

Foto Erwin Becker Architekt BDA



Das Wohnhaus war einmal eine schräge Lagerhalle in Rosenfeld.

Foto Nadine Preuß



Im alten Gefängnis von Waldkirch wird gewohnt – und neuerdings gearbeitet. Foto Roland Krieg



Denkmalgeschützte fünfgeschossige Kelleranlagen der ehemaligen Altmünsterbrauerei in Mainz

Foto Heike Rost

Das Erbe von morgen

Um Häuser von gestern ist es vielerorts nicht gut bestellt. Entweder stehen sie leer oder müssen größeren Neubauten weichen. Wie sie überdauern können, zeigt der „Tag der Architektur“.

Von Judith Lembke



Die Braunschweiger Bauherren wollten ein Haus zum Wohlfühlen.

Foto Adrian Schulz

Architektur bleibt. Je nachdem, was für ein Gebäude man vor Augen hat, kann das Motto des diesjährigen „Tages der Architektur“ schlichte Feststellung oder Ausdruck einer Hoffnung sein – in manchem Fall aber auch wie eine Drohung klingen. Das Thema weist in die Vergangenheit, geht es doch um unser bauliches Erbe, aber auch in die Zukunft. Es stellt die Frage, welche Gebäude es wert sind, an künftige Generationen vererbt zu werden. Selten haben die Architektenkammern der Bundesländer, die den „Tag der Architektur“ seit 1994 ausrichten, mit ihrer Themensetzung so sehr am Puls der Zeit gefühlt. Auf der politischen Ebene erlebt der Heimatbegriff eine Renaissance, das Innenministerium ist seit März auch für Bauen und sonstige Heimat verantwortlich.

In einer Zeit, in der zunehmend um Identitäten gerungen wird und sie gegeneinander in Position gebracht werden, fällt auch der Architektur eine besondere Rolle zu. Wie die Städte und Dörfer aussehen, prägt das Selbstbild eines Landes. Das trifft nicht nur auf die kleinstädtischen Schmuckkästchen und wachsenden Metropolen zu, sondern auch auf gesichtslose Neubauflecken im Nirgendwo und Gewerbegebiete links der Ausfallstraße.

Das Motto hat jedoch weniger mit deutscher Selbstbespiegelung zu tun als mit dem Blick über die Grenzen: Die Europäische Union hat 2018 zum Europäischen Kulturerbejahr bestimmt und damit zur Bewahrung des (bau)kulturellen Erbes aufgerufen. Dass es um dieses aktuell nicht besonders gut bestellt ist, haben die europäischen Kultusminister im Januar dieses Jahres in Davos festgestellt. In einer gemeinsamen Erklärung monieren sie überall in Europa einen „Verlust der Qualität der gebauten Umwelt und der offenen Landschaften“, was sich unter anderem in fehlenden gestalterischen Werten, gesichtslosen Agglomerationen, verantwortungslosem Landverbrauch und einer Vernachlässigung des histori-

schen Bestandes zeige. Ausdrücklich haben sie sich einer besseren Baukultur verpflichtet, nicht nur in den Ballungsräumen von Madrid bis Malmö, sondern auch fernab davon.

In Metropole und Peripherie steht es um das steinerne Erbe häufig nicht besonders gut. Zu begehrt ist jeder Quadratmeter Boden auf der einen Seite, vermeintlich nutzlos scheint er auf der anderen. In den wachsenden Großstädten bedroht der Wert des Grundes, auf dem sie stehen, den Bestand von Gebäuden. Gute Häuser werden abgerissen, damit das Grundstück dichter und enger bebaut werden kann. „Nicht selten müssen Häuser, die einen Ort seit Jahrzehnten oder auch Jahrhunderten geprägt haben, gesichtslosen Neubauten Platz machen“, beobachtet Uwe Koch, Geschäftsführer des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz. Der Verwertungsdruck wiegt in solchen Fällen schwerer als die Frage nach der Identität eines Ortes, eine zunehmende Austauschbarkeit des öffentlichen Raums ist der Preis dafür. Doch es sind nicht nur gestalterische Fragen, die Koch umtreiben. Er plädiert dafür, alte Gebäude sehr viel stärker als wertvolle Ressource für die Gegenwart zu begreifen. „Wir sollten mit den Investitionen aus der Vergangenheit verantwortungsvoller umgehen“, mahnt Koch an. Schließlich wurde in früheren Zeiten nicht nur Geld ins Haus gesteckt, sondern auch Baumaterial und Arbeitskraft, von der man noch heute profitieren könne. Viele Gebäude müssen weichen, weil sie den heutigen Vorstellungen nicht mehr genügen. Aber vielleicht würden sie denen von morgen schon wieder entsprechen?

Auch Architekt Thomas Jocher, der Wohnungsbau in Stuttgart lehrt, hat wenig Verständnis für den leichtfertigen Umgang mit dem Bestand. „Gute Häuser, die dreißig oder vierzig Jahre alt sind, werden abgerissen, nur weil man ein bisschen mehr bauen darf“, beklagt er. Ein Phänomen, das er „Architektur mit dem Bleistift“ nennt, weil sich bei diesen Häu-

sern alles um niedrige Kosten und hohe Renditen drehe und die architektonische Qualität höchstens eine untergeordnete Rolle spiele. Man müsste an die Architektur von heute den Anspruch stellen, dass man sie mit Stolz an die nächste Generation weitergeben könne. „Das ist meistens aber nicht der Fall.“

Stattdessen schaffe man heute sehenden Auges die Sanierungsfälle der Zukunft: Wände, so dünn wie Papier, um bloß keinen Zentimeter Wohnfläche zu verlieren, aber von außen dick eingepackt mit Hochleistungsbaustoffen, dem Sondermüll von morgen. Treppenhäuser ohne natürliches Licht. Wohnungen, die nicht barrierefrei sind, obwohl die Gesellschaft immer älter wird. „Wir sollte lieber heute gleich vernünftig bauen, auch wenn es erst einmal mehr Geld kostet, anstatt Häuser zu planen, die nur ein paar Jahre halten“, propagiert der Architekt.

Während in den Metropolen die hohen Bodenpreise Druck auf den Bestand ausüben, ist es in den schrumpfenden Regionen vor allem der Leerstand. In Thüringen, Sachsen, aber auch in Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz stehen Wohn- und Industriegebäude verlassen auf Grundstücken, die von Jahr zu Jahr an Wert verlieren. In den schrumpfenden Orten werden Gebäude vor allem abgerissen, weil es keine Nutzung mehr für sie gibt. Das können Wohnhäuser sein, die wegen des demographischen Wandels unbehaust zurückbleiben, aber auch ehemalige Postämter, Fabriken, Kirchen oder Schulen, die in ihrer ursprünglichen Funktion keine mehr brauchen.

Denkmalschützer Koch kritisiert, dass mit Blick auf ungenutzte, aber historisch wertvolle Gebäude zu oft der Weg des geringsten Widerstandes gegangen werde: Wenn sich nach kurzer Zeit kein Käufer findet – weg damit. „Aber es ist doch eine Frage der Perspektive: Wenn ein 300 Jahre altes Haus vielleicht fünf Jahre leer steht, ist das wirklich eine lange Zeit?“, fragt er. Koch hat die Erfahrung gemacht, dass es oft nur einen braucht, der den Wert eines alten Hauses erkennt und

sich – mit Hilfe von Fördermitteln – zutraut, dem Gebäude neues Leben einzuhauchen. Und wenn es dann erst einmal wieder genutzt wird, finde es auch bei anderen Anklang, ist er überzeugt.

Geht es um ein jahrhundertaltes Fachwerkhaus am Hauptplatz, kämpfen viele Bürger für den Erhalt. Anders ist es bei Gebäuden aus der Nachkriegszeit. Sie haben einen schlechten Leumund, und im Kampf gegen den Abbruch stehen Architekten und Architekturinteressierte häufig auf einsamem Posten – selbst, wenn die Häuser unter Denkmalschutz stehen, wie zum Beispiel die City Hof Häuser in Hamburg. Die vier grauen Türme mitten im Zentrum gehörten in den fünfziger Jahren zu den ersten Hochhäusern in der Hansestadt. Laut einer Umfrage des „Hamburger Abendblatts“ sind fast 80 Prozent der Hamburger für den Abriss – passen die Klötze doch nicht ins harmonisch-elegante Bild der Stadt von sich selbst. Koch sieht im Tilgen der Spuren der Nachkriegsmoderne ebenso wie in dem Trend zur Rekonstruktion, der sich zum Beispiel in der wieder aufgebauten Frankfurter Altstadt zeigt, eine „Sehnsucht nach Homogenität“, die es aber

auch früher in der Stadt nicht gegeben habe. Während sich in den funktionalen Gebäuden der fünfziger bis siebziger Jahre Fortschrittsglauben und Modernitätswille spiegeln, interpretieren Architektpsychologen die baukulturelle Nostalgievielle als Hinwendung zu Überschaubarkeit und Sicherheit. Aber auch wenn die Nachkriegsbauten auf viele Stadtbewohner nicht so angenehm wirken wie die gründerzeitlichen Augenschmeichler, sind sie doch mehr als nur hässliche Hülsen. Sie sind Ausdruck des sozialen Gefüges der Stadt. „Gebäude sind Orte, an denen man Vergangenheit erfahren kann“, sagt Koch.

Wenn am 23. und 24. Juni zum „Tag der Architektur“ wieder in ganz Deutschland private und öffentliche Gebäude für Besucher geöffnet werden, liegt in diesem Jahr der Schwerpunkt auf denen, die geblieben sind. Aber Architektur, die überdauert, muss mehr sein als nur eine Brücke in die Vergangenheit. Sie muss einen Nutzen in der Gegenwart haben, will sie kein Freilichtmuseum sein. Mit der Alten Samtweberei in Krefeld ist das gelungen. In der denkmalgeschützten Samt- und Seidenweberei-Fabrik aus dem



Die Mieter der Alten Samtweberei in Krefeld setzen sich fürs Viertel ein.

Foto Marcel Rotzinger

Ende des 19. Jahrhunderts sind 37 Wohnungen sowie Büros und Ateliers entstanden. Das Besondere ist nicht nur die Konversion einer alten Fabrik in ein Wohngebäude, sondern das künftigen Mieter von Anfang an in das Projekt eingebunden wurden. Die Nachbarn kannten sich schon vor dem Einzug, denn sie haben das Wohnprojekt mitgestaltet. In der Alten Samtweberei zu leben erfordert auch langfristig mehr Gemeinsamkeit als die Miete einer normalen Wohnung: Die Mieter sollen sich für das Viertel einbringen. Ziel des von der „Montag Stiftung für Urbane Räume“ initiierten Projektes ist es, über das Gebäude hinaus in das Viertel hineinzuwirken, denn es ist ein Quartier auf der Kippe. Das Engagement, das von der Alten Samtweberei ausgeht, soll Leerstand, baukulturellem Verfall und zunehmender Segregation entgegenwirken und stattdessen eine gute Nachbarschaft in dem heterogenen Quartier fördern. Auch Teile der Mieteinnahmen werden für dieses Ziel verwendet.

Am kommenden Wochenende lassen sich neben ungenutzten Fabriken auch bewohnte Kirchen, Scheunen oder Verwaltungsgebäude besichtigen – und ein Gefängnis: Schon 2005 wurde der Sandsteinbau aus dem 19. Jahrhundert zu einem Wohnhaus umgebaut. Das ehemalige Gefängnis liegt mitten in der Kreisstadt Waldkirch nahe Freiburg und stand jahrelang leer, nachdem die letzten unfreiwilligen Bewohner ausgezogen waren. „Keiner traute sich da so richtig ran“, erinnert sich Architekt Thomas Schindler – bis eine sechsköpfige Familie kam und das hinter drei Meter hohen roten Mauern verborgene Gebäude zu ihrem Zuhause machte. Nun sind jeweils zwei Zellen zu einem Kinderzimmer zusammengesetzt, und im ehemaligen Knasthof ist ein Pool. Seit kurzem ist auch ein Teil des Grundstücks bebaut, der früher verbotenes Terrain war: Das neugebaute Büro, ein gläserner Kubus, wurde mitten auf die Gefängnismauer gesetzt.

Der „Tag der Architektur“ findet am 23. und 24. Juni statt. Informationen gibt es unter www.tag-der-architektur.de.